

# „Wir müssen Empathie wecken“

## Interview mit Christian Baron

Armut sind nicht nur Zahlen, Armut ist erlebbar. Wie es sich anfühlt, in deprivierten Lebenslagen aufzuwachsen, hat der Journalist Christian Baron eindrucksvoll in seinem autobiografischen Buch „Ein Mann seiner Klasse“ niedergeschrieben. Was für Schlüsse er heute aus seinen Erfahrungen zieht, darüber sprach er im Interview mit der TUP.

*TUP: Herr Baron, in Ihrem jüngsten Buch „Ein Mann seiner Klasse“ beschreiben Sie autobiografisch Ihre Kindheit und Jugend in ärmlichen Verhältnissen. Woran macht sich für Sie persönlich Armut fest?*

Christian Baron: Ich halte es erst mal für sehr wichtig zu verstehen, dass Armut kein Phänomen ist, das sich ausschließlich auf den Globalen Süden beschränkt, weil das häufig im Diskurs so angenommen wird. Es gibt eine Zahl der UNICEF, die besagt, dass elf Prozent der spanischen Kinder unterernährt sind. Eine unfassbar hohe Zahl. Ich lebe seit einigen Jahren in Berlin und bin mit einigen Lehrern befreundet und weiß, dass es hier Schulen in sogenannten sozialen Brennpunkten und ärmeren Stadtteilen gibt, in denen Lehrer Brot und Milch in die Schule mitbringen müssen, weil die Kinder sich das Mittagessen nicht leisten können oder überhaupt mit leerem Magen in die Schule kommen. Armut ist also ganz konkret erfahrbar.

*Wie war es bei Ihnen persönlich?*

Ich bin in den Achtziger- und Neunzigerjahren bis in die Nullerjahre hinein aufgewachsen und dann an die Uni gegangen. Bei mir hat sich Armut von klein auf erst mal materiell bemerkbar gemacht, etwa dass wir manchmal zu wenig zu essen hatten. Es gab sogar Phasen, in denen wir gar nichts hatten und aus Scham keine Hilfe in Anspruch genommen haben. In der Schulzeit ging es weiter, ich konnte einige Male nicht an Klassenfahrten teilnehmen, durfte aber natürlich nicht sagen, dass das aus finanziellen Gründen der Fall war, meine Mutter hat mich einfach krank gemeldet. Wir saßen immer wieder in einer dunklen Wohnung, weil wir die Stromrechnung nicht bezahlen konnten. Dazu kamen Dinge, die man als Kind schon als Luxus wahrgenommen hat, den ich zum Beispiel nur aus dem Fernsehen kannte, dass man tatsächlich in Urlaub fahren kann, irgendwo ans Meer oder auch nur ins Kino gehen. Das waren Dinge, die ich nur aus Woody-Allen-Filmen kannte, dass Leute Urlaub machen, die viel Geld haben, aber eben doch nicht so Leute wie wir!

*Neben den materiellen Dingen sprechen Sie im Buch auch von immaterieller Armut, die besonders eindringlich ist.*

Ja, das betraf schon in meiner Kindheit, vor allen Dingen nachdem ich eingeschult wurde, die soziale Abwertung durch Bessergestellte. Kinder können ja sehr grausam sein, und so hat sich das bei mir schon in der Grundschule schmerzhaft bemerkbar gemacht. Diese kleinen Unterschiede sind doch irgendwie aufgefallen, auch wenn ich versucht habe, mir nichts anmerken zu lassen. Unser Hausmeister hat in der Grundschule immer Schokomilch verteilt für 50 Pfennig. Die hatte ich ganz häufig nicht. Ich wurde natürlich von den Mitschülern selten bedauert, sondern eher ausgelacht, weil die nicht verstanden haben, dass man nicht mal 50 Pfennig für eine Milch hat. Da war ich dann der Sonderling. Später ging das weiter, dass man sich anhören musste, man sei asozial. Und das, obwohl mein Vater immer gearbeitet hat. Er war das, was man heute „Working Poor“ nennt. Er war viel zu stolz, um zum Sozialamt zu gehen, und trotzdem haben wir unterhalb der Armutsgrenze gelebt. Daraus hat sich bei ihm ein Frust entwickelt, eine Demütigung, die er durch diese Arbeitswelt erlebt hat. Die hat er leider an uns weitergegeben und nicht anders kanalisiert.

*Es sind gerade diese „Begleiterscheinungen“ der Armut oder des Frusts, die einen erschrecken lassen, wenn Sie von Alkoholmissbrauch, Gewalt, fehlender Zuneigung schreiben. Inwiefern hängt das für Sie mit der ökonomischen Situation zusammen?*

Häusliche Gewalt ist ja bei Weitem kein Phänomen, das auf das gesellschaftliche Unten beschränkt ist. Das gibt es klassenübergreifend überall. Es ist eben nur so, dass es sich offensichtlich unterschiedlich erklären lässt. Bei meinem Vater ist es so, dass ich ihn lange Zeit – bis ins Erwachsenenalter hinein eigentlich – für ein Arschloch gehalten habe, von dem ich nicht viel wissen wollte, weil er gewalttätig war. Es hat erst in den letzten fünf, sechs Jahren bei mir ein Denkprozess eingesetzt, ihn differenzierter zu betrachten, zu fragen: Okay, es ist nicht zu entschuldigen, was er getan hat. Aber verstehen will ich es trotzdem, weil man ja irgendwie begreifen muss, was Menschen dazu treibt, so zu werden.

*Wo sind Sie fündig geworden?*

In seiner eigenen sozialen Prägung – er hatte einen Vater, im Buch heißt er „Opa Horst“, der noch viel fürchterlicher war, als mein Vater es ist, der wirklich ganz, ganz brutale Gewalt angewandt hat. Vor ihm hatte sogar mein Vater Angst. Mein Vater ist ohne Mutter aufgewachsen. Die Mutter hat die Familie früh verlassen, sodass er einen alleinerziehenden Vater hatte, der total überfordert mit seiner Situation war. Hinzu kommt: Es war in den Sechziger-/Siebzigerjahren, als er aufgewachsen ist, noch sehr ungewöhnlich, einen alleinerziehenden Vater zu haben. Das heißt, sein Vater hat nicht nur den Arbeitsfrust erlebt, er war selber auch Möbelpacker, sondern hat auch noch diese gesellschaftliche Vorstellung vom männlichen Ernährer mit einer Frau, die zu Hause kocht und putzt, nicht erfüllen können. Da hat sich wahnsinnig viel Frust angestaut, und der hat sich offenbar generational weitervererbt, wenn man so will, über die soziale Prägung.

*Was heißt für Sie „soziale Prägung“? Woran denken Sie?*

Das ist zunächst einmal eine Sache, bei der ich sagen würde: Die soziale Klasse hat eine Rolle bei ihm gespielt in Kombination mit den Männlichkeitsbildern, die in der Gesellschaft vorherrschen. Wie gesagt: Das ist nicht zu entschuldigen, aber es ist etwas, was mir diesen Mann zumindest ein bisschen erklärt hat. Denn in diesen Jahren, in denen ich darüber differenzierter nachgedacht habe, sind mir auch immer mehr positive Dinge eingefallen und wieder präsent geworden, die er in meiner Kindheit gemacht hat. Dieses Männlichkeitsbild, das er vorgelebt bekommen hat, hat sich nämlich auch positiv bemerkbar gemacht. Als ich zum Beispiel im Alter von sechs Jahren schwer krank war und im Krankenhaus lag, wachte mein Vater mehr als alle anderen an meinem Krankenbett. Er musste seinen Mann stehen, dachte er, und das zur Chefsache erklären. Da gab es auch noch andere Dinge, die total überraschend waren: Ich habe mich als Kind ab und zu gern mal als Frau verkleidet. Ich hatte natürlich riesengroße Angst, dass mein Vater mich jemals so sieht, wenn ich mit Kleidchen und Täschchen und Hütchen herumlaufe. Eines Tages hat er mich einmal nach einer Faschingsparty von der Schule abgeholt. Ich stand da noch in meiner Verkleidung, hatte fest mit meiner Mutter gerechnet und dachte: Jetzt hat mein Arsch Kirmes. Aber es war nicht so. Er hat dieses Spiel mitgespielt und gesagt: „Ach, hallo, schöne Frau! Komm, wir gehen mal um den Block“, und ich habe sogar noch Süßigkeiten gekriegt. Da hab ich also diesen Mann, den ich irgendwie immer bewundert habe, auf eine gewisse Art erlebt, wie ich ihn gerne häufiger gehabt hätte.

*Sie sagen, Ihr Vater hat das Stigma der Armut mit Trotz ertragen. Wie sind Sie selbst mit diesem Stigma der Armut in der Kindheit und auch in der Jugend umgegangen und wie heute?*

Für mich hat sich das eigentlich nie so wirklich in einen Trotz verwandelt, den ich von meinem Vater kannte. Vor allem in meiner Schulzeit habe ich mich sehr stark zurückgezogen. Ich war sehr introvertiert, hab versucht, bloß nicht aufzufallen. Ich hab schon in der Grundschule das Gefühl gehabt: Diesen selbstbewussten anderen Kindern, die vielleicht auch dadurch, dass sie im Kindergarten waren, schon ganz andere soziale Konventionen kannten, die ich mir erst wie eine Fremdsprache aneignen musste, denen gehört der Raum mehr als mir. Dann wurde ich immer ruhiger und habe sehr wenig gesprochen über das, was mich bewegt. Ich hatte das große Glück, dass ich Grundschullehrerinnen hatte, die ein wunderbares pädagogisches Auge hatten. Die haben das erkannt. Mein Bruder, der ein Jahr älter ist als ich und später mit mir in einer Klasse war, zählte wie ich zu den ganz Ruhigen. Meine Lehrerin hat uns irgendwann einmal darauf angesprochen und ausgefragt, bis sie herausgekriegt hatte: Da liegt einiges im Argen. Ihr habe ich zu verdanken, dass ich zumindest mal ein bisschen darüber reden konnte. Später, in der weiterführenden Schule – ich war in einer Gesamtschule – waren wir total durchmisch. Das hat mir unglaublich gutgetan. Ich bin in der Schule besser geworden und traute mir auch mehr zu. Meine Noten wurden besser, und ich hatte trotzdem nicht das Gefühl, als Streber zu gelten, womit Kinder ja auch sehr schnell bei der Hand sind. Vielleicht muss ich noch dazu

sagen: Meine Mutter ist gestorben, als ich zehn Jahre alt war. Ich bin dann mit meinen Geschwistern bei meiner Tante aufgewachsen, der jüngeren Schwester meiner Mutter. Diese Frau hat mir ein Selbstbewusstsein eingepflanzt, das ich vorher nicht kannte. Sie war immer schon eine sehr resolute und couragierte Frau, die gesagt hat: „Raufereien und Prügeleien gehst du mal schön aus dem Weg. Aber mit Worten kannst du doch umgehen. Damit musst du dich auch immer schön wehren, lass dir da nichts gefallen – auch nicht von Lehrern.“ Auf einmal konnte ich so etwas wie Aufmüpfigkeit in mir entdecken. Ich würde nicht sagen, dass es Trotz war, in den sich meine materielle Beschränktheit umgewandelt hat, aber doch so etwas wie ein kleines proletarisches Bewusstsein.

*Ihr Buch ist auch von einer gewissen Ambivalenz gezeichnet. Auf der einen Seite scheinen Sie sich mit der dort beschriebenen „Klasse“ zu solidarisieren, auf der anderen Seite erweckt Ihr Buch auch manchmal so etwas, dass man das Gefühl von Mitleid in Ihren Ausführungen erkennt. Inwieweit sind Sie selbst innerlich ein bisschen zwiespältig, was das anbelangt?*

Es ist genau so ambivalent, wie Sie das andeuten. Es ist tatsächlich mal so und mal so. Im Verhältnis zu meiner Familie gab es unterschiedliche Phasen. Ganz zu Beginn, nach dem Abitur, als ich entschieden hatte zu studieren – und dann auch noch eine Sozialwissenschaft, also nichts Solides, nicht Ingenieurwesen oder so, was man als Arbeiterkind normalerweise tut –, da waren wir ganz knapp vor dem Kontaktabbruch, weil ich mich anders ausgedrückt hatte. Ich hatte meinen Dialekt immer mehr verloren. Das wird von vielen als Bagatelle wahrgenommen, ist aber eine ganz wichtige Sache, weil das den sozialen Ort markiert, dem man sich zugehörig fühlt. Es gab zum Beispiel in meiner Familie Leute, die sagten: „Guck mal, der spricht jetzt Hochdeutsch! Der hält sich für was Besseres, der will mit uns nichts mehr zu tun haben.“ Es gab Situationen wie diese: Mein Bruder hatte nach dem Hauptschulabschluss eine Ausbildung begonnen und noch im zweiten Lehrjahr abgebrochen, weil er nicht über dieses soziale Netz verfügte, das ich bekommen hatte in meinem Universitätsstudium und dem neuen Umfeld. Dann begann ich plötzlich, arrogant zu werden, so etwas zu sagen wie: „Du hast doch die Chance gehabt, jetzt reiß dich doch mal am Riemen.“ Und natürlich war die Reaktion meines Bruders Abwehr: „Was erlaubst du dir, mir hier irgendwelche Ratschläge zu erteilen?“ Das war über Jahre hinweg ein ganz großes Problem, weil ich in einer Sandwich-Position gesteckt habe. Auf der einen Seite wollte ich den Kontakt zu meinem Herkunftsmilieu nicht verlieren. Mir war es sehr wichtig, dass ich dort weiterhin anerkannt werde als Familienmitglied, das nicht irgendwie abgehoben ist. Auf der anderen Seite aber wollte ich natürlich auch im Bildungsbürgertum ankommen. Ich habe wahnsinnig viel Wert darauf gelegt, mir unter meinen neuen Freunden nicht anmerken zu lassen, wo ich herkomme. Aber nicht aus Scham für meine Familie, sondern weil ich gemerkt habe, dass es wichtig ist, soziale Ähnlichkeit zu zeigen, um Freunde zu finden. Weder habe ich aber bei dem einen Milieu so richtig „bleiben“ können noch bin ich beim anderen richtig angekommen. Irgendwann musste ich für mich anerkennen, dass ich wahrscheinlich immer in einer Zwischenposition bleiben werde. Als ich angefangen habe, diesen Frieden mit mir selber

zu machen, ist auch nach und nach das Verhältnis zu meiner Familie wieder besser geworden. Zum einen spreche ich in meinem neuen Umfeld jetzt – spätestens nach diesem Buch – sehr offen über meine Herkunft und schäme mich nicht mehr so sehr dafür. Auf der anderen Seite habe ich aber auch mit meiner Familie viel aufgearbeitet. Es gibt gegenseitig ein stärkeres Verständnis dafür, warum es in Ordnung ist, dass ich aus Kaiserslautern weg bin, und warum es völlig in Ordnung ist, dass sie dort geblieben sind.

*Sie sind Journalist bei der Wochenzeitung Der Freitag, und viele Journalistinnen und Journalisten stammen aus einem Elternhaus mit einem höheren Bildungshintergrund. Spüren Sie im Alltag noch unausgesprochene Codes zwischen den Kolleginnen und Kollegen oder spielt das keine Rolle mehr?*

Es gibt sogar Zahlen dazu, dass Journalistinnen und Journalisten in Deutschland zum überwältigenden Teil aus sogenannten bürgerlichen und großbürgerlichen Verhältnissen stammen. Eine absolut verschwindende Minderheit mit nicht-akademischer Herkunft in Deutschland übt diesen Beruf aus. Da ist die Studie „Habitus, Herkunft und Positionierung“ von Klarissa Lueg sehr aufschlussreich. Vermutlich nahm dieser Trend in den vergangenen Jahren zu, weil dieser Beruf auch immer mehr von Prekarität geprägt ist. Wer nicht durch zu erwartende Erbschaften oder sehr gut verdienende Partner abgesichert ist, wählt eher einen anderen Beruf. In dieses Umfeld bin ich auch reingekommen, weil es sich eben irgendwann als mein Traumjob herauskristallisiert hatte. Und ja, ich nehme diese Fremdheit bis heute wahr, obwohl es keinerlei aktive Abwertung vonseiten der Kolleginnen und Kollegen gibt. Ich arbeite ja auch noch dazu, wie Sie sagen, beim Freitag, einer Redaktion, die, was das Thema soziale Ungleichheit angeht, durchaus woke ist, wie man heute sagt. Trotzdem habe ich immer noch in Konferenzen das Gefühl, dass die anderen, wenn sie sich zu Politik und Kultur äußern, irgendwie deutlich klüger sind als ich.

*Wie kommen Sie darauf?*

Das kann ich leider nicht beantworten. Ich hab jedenfalls permanent das Gefühl, dass ich nicht so ganz dazugehöre und dass es nur eine Frage der Zeit ist, bis die anderen erkennen, wie blöd ich bin, dass ich hier gar nichts verloren habe. Deswegen sage ich im Zweifel eher nichts, höre nur schön zu und versuche dann, im Zwiegespräch mit Kollegen oder Vorgesetzten meine Texte durchzubringen. Mich beschleicht in diesen Konferenzen oft das Gefühl, die anderen tragen irgendein Geheimnis in sich, das ich nicht entschlüsseln kann. Und wenn ich jetzt irgendwas sage, das sich als falsch herausstellt, sind die eher höflich und sagen nicht: „Das ist aber falsch, was du sagst“, sondern lachen still in sich hinein. Man interpretiert ja auch immer Reaktionen von Menschen seltsamerweise falsch. Kommunikation scheitert in den meisten Fällen schon an der nonverbalen Kommunikation. Das merke ich in solchen Situationen auch, und dann halte ich eher die Klappe. Das wurde mir von Lehrern in der Schule früher oft als Leistungsverweigerung ausgelegt. Im Arbeitskontext ist das zum Glück nicht so, weil ich inzwischen einen sehr offenen Umgang damit habe und der Chef auch sagt: „Du hättest doch deinen Text verteidigen müssen in der Blattkritik.“ Dann

sage ich: „Nein, ich hätte mich da um Kopf und Kragen geredet ... du weißt doch, wie ich so bin.“ Ich habe mich auch damit abgefunden, dass ich das wohl niemals loswerden kann. Ich suche lieber Akzeptanz, anstatt meine Unsicherheit zu verheimlichen.

*Armut ist zwar immer mal wieder Thema in den Medien und in der Politik, aber finden Sie sich in den gängigen Erzählungen über Armut in den Medien als jemand, der das erlebt hat, überhaupt wieder oder sind das für Sie oft Debatten oder Darstellungen von Armut, die abseits der Wirklichkeit geführt werden?*

Es wird unfassbar viel über Armut und Ungleichheit geschrieben und berichtet im Journalismus und vor allem in der Wissenschaft. Die Sozialwissenschaften haben sich da unglaublich verdient gemacht in den letzten Jahrzehnten, gerade seit die neoliberale Wende eingesetzt hat. Allerdings ist es offensichtlich so, dass es an Übersetzern mangelt, die das Ganze aus der Wissenschaft in die breite Bevölkerung tragen. Es kann ja niemand ernsthaft bestreiten, dass die soziale Ungleichheit zunimmt und dass das in erster Linie auf politische Entscheidungen zurückzuführen ist. Aber was fehlt, ist das konkrete Beispiel. Wenn man sich einmal den deutschsprachigen Literaturbetrieb ansieht, erkennt man, dass es sehr, sehr wenige Geschichten von unten gibt und gab in den vergangenen Jahrzehnten. Das ist gerade in dieser aktuellen Situation sehr fatal, weil es nur Extrempositionen gibt.

*Was meinen Sie damit?*

Es gibt auf der einen Seite diejenigen, die sagen: „Ach, diese Armen! Das sind ja alles nur die Opfer. Die wollen nur ein ehrenwertes Leben führen. Und ihre Angst vor Flüchtlingen? Das sind doch alles nur besorgte Bürger.“ Auf der anderen Seite gibt es die Meinung: „Dieser ganze Pöbel, der hat doch nichts Besseres zu tun, als den ganzen Tag seinen Frust im Internet in Hass umzuwandeln.“ Natürlich ist weder das eine noch das andere Extrem richtig. Die Wahrheit liegt irgendwo dazwischen, weil wir Menschen komplexe Wesen sind. Es ist eine Banalität, das auszusprechen. Aber man muss es offenbar mal wieder tun. Es ist wichtig, Empathie zu wecken. Man muss sich in andere Menschen hineinversetzen können, um deren Lage zu verstehen. Zahlen und Daten sind dafür wahnsinnig wichtig, weil das die Grundlage ist, um politische Veränderungen herbeizuführen. Aber die Herzen der Menschen erreicht man nur dann, wenn man konkrete Geschichten erzählt. Wenn man den Kontakt schon nicht so direkt herstellen kann, weil die Segregation in den Städten schon so fortgeschritten ist, dass man in seinem Wohnbezirk gar nicht mehr mit einem Hartz-IV-Empfänger aufeinandertrifft – außer vielleicht mit einem Rentner, der in Armut lebt, der Flaschen sammelt, den man nicht ansprechen will –, dann braucht es eben die Literatur als Quelle. Das ist eine wichtige Motivation für mich gewesen, meine Geschichte so deutlich und auch so drastisch zu erzählen, wie sie stattgefunden hat, und da weder zu heroisieren noch zu verdammen, sondern einfach möglichst nüchtern zu beschreiben.

*In Frankreich gab es schon vor Jahren ausführliche Studien von Pierre Bourdieu, dann gab es das Buch von Didier Eribon „Rückkehr nach Reims“ oder auch Bücher von Edouard Louis und gegenwärtig das von Marion Messina, die in Frankreich auf große Resonanz stoßen. Könnten Sie sich vorstellen, dass mit dem Erfolg Ihres Buches so etwas vielleicht auch in Deutschland in Gang kommt?*

Die Hoffnung habe ich jedenfalls, dass es so ist. Ich habe die ersten Herbsttitel gesehen, die angekündigt sind. Bei Hanser Berlin wird zum Beispiel ein Titel über Armut in Deutschland als Spitzentitel erscheinen, was vielleicht vorher eher nicht diese herausgehobene Position erhalten hätte. Ohne mich jetzt überschätzen zu wollen, so hoffe ich doch, dass mein Buch so etwas wie ein Dosenöffner sein könnte, dass man wirklich jetzt mal ans Eingemachte geht.

Und ja, Frankreich war natürlich ein ganz wichtiger Bezugspunkt. Die Klassengesellschaft in Frankreich funktioniert zwar noch etwas anders als unsere, sie ist wesentlich elitärer als die deutsche, sodass es dort eher eine Möglichkeit gab durchzubrechen. Das Interessante an Didier Eribon ist aber, dass er in Deutschland viel erfolgreicher ist mit seinem Buch als in Frankreich. Das war wahrscheinlich auch ein Auslöser dafür, dass ich einen so guten Verlag für mein Buch gefunden habe. Ich habe nämlich gemerkt, als ich versucht habe, es zu veröffentlichen, dass es nicht so ist, dass die Verlage solche Geschichten nicht wollen, weil sie denken, das verkauft sich nicht. Nein, sie dürsten nach einem solchen Stoff, es gibt zu wenige Angebote. Andererseits habe ich auch die Erfahrung gemacht, dass einige Menschen aus dem Journalismus mein Buch ein bisschen abtun und sagen: Das ist jetzt mal so ein Beispiel, ein Extrembeispiel. Die verkaufen sich immer ganz gut. Das ist natürlich ein Zwiespalt: Aufmerksamkeitsökonomie funktioniert so, dass Extremfälle sich gut verkaufen. Aber auf der anderen Seite habe ich beim Schreiben natürlich nie darüber nachgedacht, irgendetwas abzuschwächen, um einem politischen Zweck zu dienen, sondern es musste die wahrhaftige Geschichte sein, sonst hätte ich es auch lassen können. Es gibt noch immer Skepsis im journalistischen Betrieb. Aber ich glaube, dass das Publikum mehr Geschichten „von unten“ will und dass das nicht nur Pamphlete leisten können, denn Pamphlete bewirken oft das Gegenteil dessen, was sie eigentlich bewirken sollen. Bei den bisherigen Lesungen hatte ich das Gefühl, dass Menschen, die sich bis jetzt noch nie bewusst gemacht haben, wie groß die Armut ist, zum ersten Mal erkannt haben: So fühlt es sich also an, in diesem reichen Land in Armut zu leben! Man liest ja immer in der Zeitung, wie viele Millionen Hartz-IV-Empfänger es gibt, aber das hatte keinen Bezug zu den meisten Zeitungslesern, die ja meist studiert haben und nicht wissen, was es heißt, wenn am Ende des Geldes noch zu viel Monat übrig ist. Nach einer Lesung kamen sogar Leute zu mir, die gesagt haben: „Dass es so etwas gibt! Ich glaube, ich muss mich auch mal politisch hinterfragen. Ich habe immer CDU gewählt und muss jetzt mal nachdenken, ob das noch richtig ist.“ Das ist natürlich toll, wenn man, ohne soziologische Fachbegriffe oder politische Kampfrhetorik verwenden zu müssen, den Leuten klarmachen kann, wie die kapitalistische Ideologie funktioniert und wie sie sich vor allen Dingen auswirkt.

*In Ihrem Buch sagen Sie, der männliche Teil Ihrer Familie habe sich schon früh mit Sozialdemokrat\*innen solidarisiert, während der weibliche durchaus Sympathie mit den Grünen hatte. Sie selbst sagen, dass in Ihrer Familie schon vor 1998 Rot-Grün gelebt wurde. Und dennoch heißt es am Ende, dass heute niemand mehr in Ihrer Familie SPD wählen würde. Wie sind Sie selbst politisiert und warum würde heute keiner mehr sozialdemokratisch wählen?*

Ich selbst bin vor allem mit dem männlichen Teil meiner Familie aufgewachsen, der, wenn wir mal Nachrichten gesehen haben, gerne die Sprüche rausgehauen hat, die mir heute noch im Kopf sind: „Wenn die SPD Oskar drangelassen hätte, dann wäre das alles anders gekommen.“ In den Neunzigern fing das langsam an, dass Gewerkschaften hart attackiert wurden. Dann habe ich manchmal Diskussionen miterlebt im Schützenverein, in dem mein Onkel war. Ich saß in der Kneipe, habe meine Fanta getrunken und die Diskussion am Tresen mitgehört, wie der eine – das war ein Landwirt – sagte: „Die Gewerkschaften sind doch daran schuld, dass so viele Leute arbeitslos sind.“ Dann legte mein Onkel los: „Die Gewerkschaften, das ist schon mal ganz falsch. Wenn es die Gewerkschaften nicht gäbe, dann würden wir übrigens heute noch auf dem Kopf sitzen und uns gegenseitig entlausen, damit du das mal weißt. Oder die Kapitalisten würden uns noch schlimmer ausbeuten.“ Also ganz emotionale Sachen. Ich selbst bin später rein autodidaktisch auf Rudi Dutschke und die 68er gestoßen (lacht), ganz zufällig über irgendeine Fernsehdokumentation. Dann habe ich angefangen, Texte von Dutschke zu lesen. Ich habe kein Wort verstanden, war aber fasziniert. Ich habe dann langsam angefangen, mich mit Einführungstexten zu beschäftigen, hab in meinem Soziologiestudium gezielt Kurse besucht, die sich mit sozialer Ungleichheit beschäftigen. Und so hat meine Politisierung stattgefunden. Ich war am Anfang noch bei den Jusos in Trier an der Uni, das war ungefähr 2005. Dann bin ich aus der SPD ausgetreten wegen Hartz IV oder wegen der Agenda 2010 generell. Anschließend ging es los mit der WASG. Da war ich voll dabei, dafür war ich Feuer und Flamme. Eine linke Alternative zur SPD war genau die Idee für diese Zeit damals, fand ich.

*Und Ihre Familie, wie haben sich dort die politischen Einstellungen gewandelt seit Ihrer Jugend?*

Die meisten Menschen in meiner Familie sind Nichtwähler geworden. Und zwar deswegen, weil sie sich nichts versprechen von dem, was sie an politischen Angeboten finden. Sie erleben die Demütigung durch Hartz IV, um das einmal als konkretes Beispiel zu nennen, und haben das für sich selber normalisiert. Sie leiden darunter auf so eine resignative Art, dass sie denken: „Ich kann es sowieso nicht ändern.“ Wenn dann wieder Wahlen anstehen und ich frage: „Wen wählst du denn so?“, heißt es: „Ich gehe nicht wählen.“ „Warum denn nicht?“ „Ich erkenne nicht so die großen Unterschiede zwischen SPD und Grünen und wem auch immer. Und DIE LINKE, die wollen ja auch gar nicht an die Regierung gehen.“ Solche Sachen kommen dann, sodass ich sehr stark merke – was ich bisher nur theoretisch wusste –, dass das Wahlverhalten auch ein Klassenverhalten ist. Auf der einen Seite gibt es ja das Wahlrecht, das



jeder in Anspruch nehmen kann. Es ist aber nicht so einfach zu sagen: Wenn es das schon gibt, warum gehen sie nicht einfach wählen und wählen halt eine ganz andere Partei, die dann an die Macht kommt? Eine noch linkere Partei? So leicht sollte man es sich nicht machen. Entscheidungen im sozialen Kontext hängen immer von dem Umfeld ab, in dem man aufwächst, von dem man geprägt ist. Da ist die Wahlscheidung niemals individuell. Wenn Resignation vorherrscht, dann geht man eher nicht zur Wahl, und wenn der Anteil der Nichtwähler steigt, dann hat das bestehende System ein ernsthaftes Problem. Was ich sehr, sehr gut finde und mir sehr viel Mut macht, ist, dass in meinem engeren Familienkreis zumindest noch niemand Anstalten gemacht hat, sich der AfD zugehörig zu fühlen. Und das liegt nicht daran, dass ich sie aufkläre, da kommen sie schon von selber drauf. Es gibt ja auch diese gängige Erzählung unter Großstadtakademikern, dass die Unterschichten jetzt geschlossen AfD wählen würden. Aber an den Daten sieht man, dass sich die Wählerschaft der Rechten aus allen Teilen der Gesellschaft zusammensetzt. Das ist ein klassenübergreifendes Phänomen. Die AfD ist definitiv keine Arbeiterpartei.

Interview: Peter Kuleša

### **Christian Baron**

wurde 1985 in Kaiserslautern geboren. Er studierte Politikwissenschaft, Soziologie und Germanistik in Trier. Nach Stationen bei der Lokalzeitung Die Rheinpfalz und Neues Deutschland sowie Veröffentlichungen bei nachtkritik und Neue Zürcher Zeitung arbeitet er seit 2018 als Redakteur bei der Wochenzeitung Der Freitag. Sein neues Buch „Ein Mann seiner Klasse“ erschien 2020 im classen Verlag.

E-Mail: christian-baron@web.de

Twitter: @c\_baronaldo